

Open Access – eine Schicksalsfrage für die Digitalen Geisteswissenschaften?

Open Access, also der freie Zugang zu wissenschaftlichen Ergebnissen und Forschungsliteratur im Internet, hat auch für die Geisteswissenschaften viele Vorteile, die bereits oft und breit diskutiert worden sind. Es gibt aber noch weitere Argumente, die in der Regel nicht genannt werden.

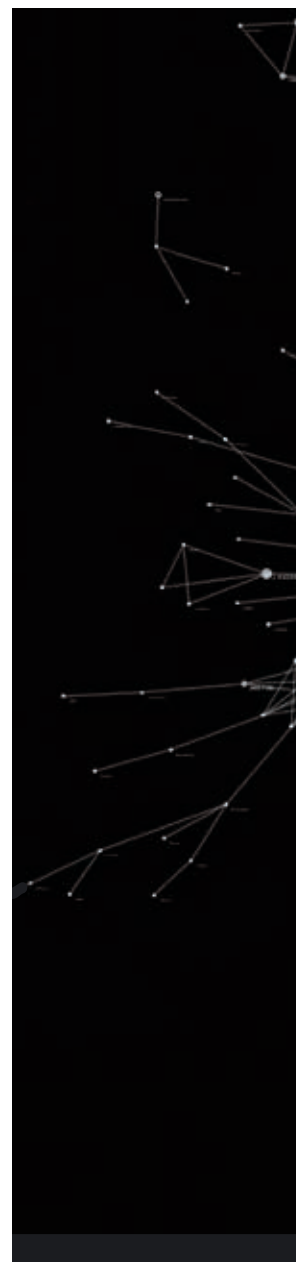
VON HUBERTUS KOHLE

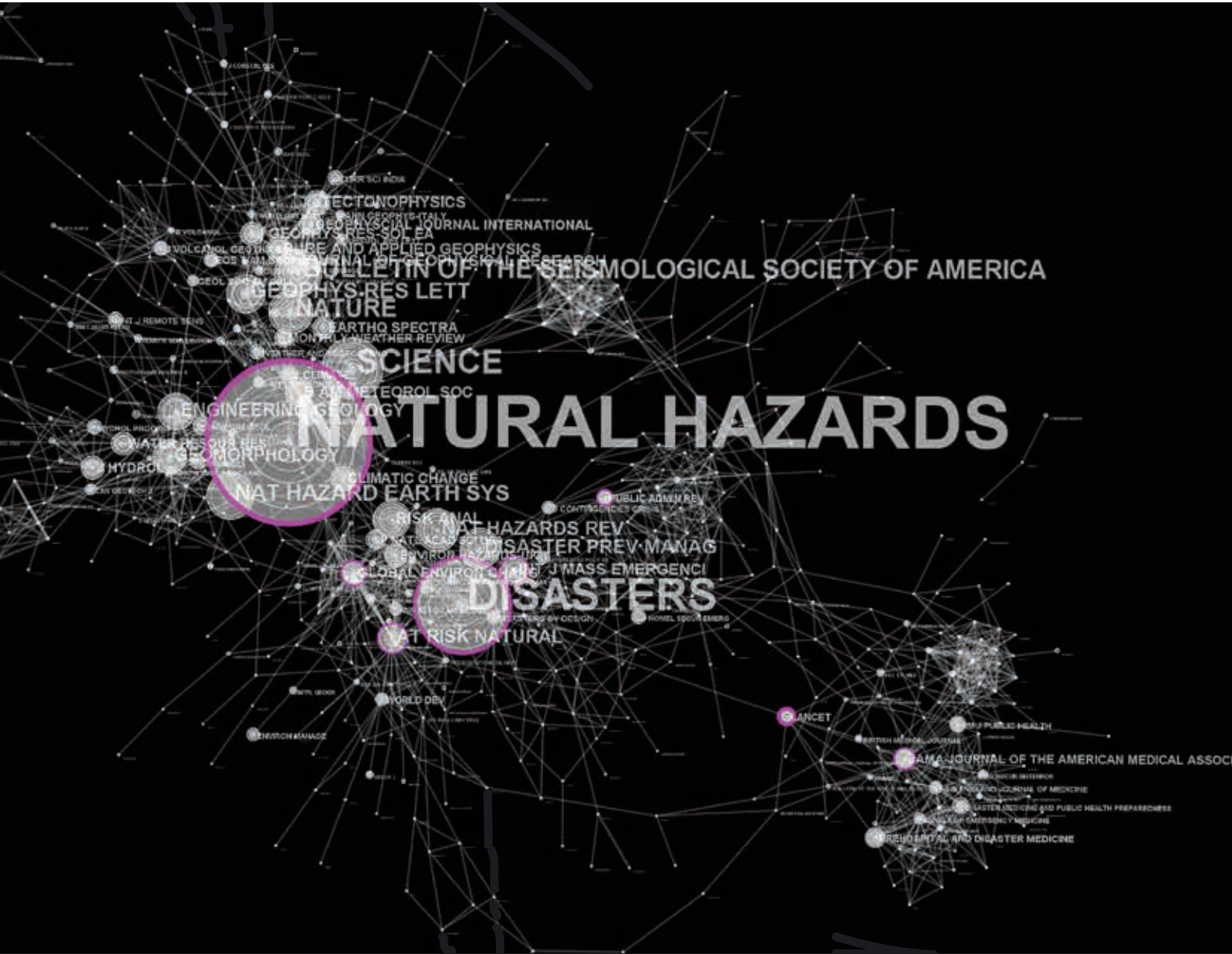
KAUM IRGENDWO wird der Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften so greifbar wie in deren jeweiliger Veröffentlichungskultur und hier insbesondere im Verhältnis zu den elektronischen Medien. Pflegen die Naturwissenschaften insgesamt einen ganz entspannten Umgang mit der Internet-Publikation, so zeigen sich die Geisteswissenschaften eher spröde und bleiben lieber beim Alten. Dabei hat sich längst gezeigt, dass Open Access viele Vorteile hat – und zwar in allen Wissenschaften: Die Sichtbarkeit ist größer, die Vernetzbarkeit ebenso. Die Kosten sind zwar deutlich höher als diejenigen glauben, die mit Weblogs groß werden, auf denen das Veröffentlichliche gar nichts kostet; schließlich bleibt die gesamte Druckvorstufe genauso wie vorher auch bestehen und muss finanziert werden. Aber seriöse Berechnungen haben doch ergeben, dass Open Access billiger ist als der Druck, vor allem bei solchen Veröffentlichungen, die nicht in der Regie von Institutionen vorgenommen werden, die selber am Erhalt des Status quo interessiert sind. Das wichtigste Argument für die Geisteswissenschaften ist aber noch ein anderes: Open Access im Internet und traditioneller Buchdruck schließen sich nicht aus. Wer will, kann auch einen frei im Netz verfügbaren Text in Buchform lesen, wenn eine solche Publishing-on-demand-Komponente vom Autor bzw. dessen Verwerter vorgesehen wird.

Drei Argumente für Open Access, die in der Regel nicht genannt werden, will ich hier etwas ausführlicher vorstellen. Teilweise wirken sie auf den ersten Blick abstrus – wie vieles, was im Digitalen versprochen wurde und dann auch kam, aber meist später als erwartet.

Entwicklungshilfe

Über Sinn und Zweck klassischer Entwicklungshilfe kann man sich streiten. Allzu viel versickert oder wird unproduktiv eingesetzt. Besser dürfte die „Hilfe zur Selbsthilfe“ funktionieren, an der sich auch die meisten Entwicklungshilfepolitiker inzwischen orientieren. Eine echte Hilfe zur Selbsthilfe liegt dort vor, wo die wissenschaftlich avancierten Gesellschaften anderen ihre Forschungsergebnisse zur Verfügung stellen. Das scheidet aber häufig an den hohen Preisen der Publikationen, was zu Appellen von Universitätsrepräsentanten aus ärmeren Ländern führt, man möge doch im Westen mehr im Open Access publizieren. In der Tat scheint dies ein Königsweg zu sein, weil er sich als wichtiger Seitenaspekt einer Publikationsform darstellt, deren Beitrag zur Wissenschaftsförderung auch sonst immer deutlicher wird. Man sage von geisteswissenschaftlicher Seite nicht, dass die eigenen Produktionen für die Entwicklungsländer keine Rolle spielen. Das Interesse an europäischer und gerade auch deutscher Kultur ist z. B. in Ostasien immens und sollte nicht durch den





Rückzug in die eigenen Elfenbeintürme verspielt werden. Denn dann könnte es irgendwann so weit kommen, dass die Verteidiger der Tradition eben diese Tradition unterminieren.

Plagiatsnachweis

Nach den großen Affären der Jahre 2011 bis 2013 war es zuletzt um Plagiatsfälle vor allem unter Politikern eher ruhig geworden, bis dann Ende des Jahres 2015 der Fall Ursula von der Leyen erneut für Furore sorgte. Dass auf diesem Feld keine schnellen Nachweise gelingen, obwohl sich ganze Aktionsverbände bei der Jagd

nach den Sündern zusammenschließen, dürfte auch mit der Tatsache zu tun haben, dass die Arbeit unter vordigitalen Bedingungen durchaus mühsam sein kann, da die Adressierung von gedruckten Publikationen nun einmal langwierig ist. Nicht so im Digitalen: Die Verwendung von entsprechender Software war schon bislang zuweilen lohnend, aber damit konnten natürlich nur plagierte Vorbilder aufgespürt werden, die selber im Internet vorhanden

Visualisierung einer bibliometrischen Analyse zur Zitationshäufigkeit.

waren. Wie gesagt, in den Geisteswissenschaften ist das nur ein Bruchteil. Anders wäre es, wenn in Zukunft wenigstens eine Version aller wissenschaftlichen Arbeiten im Netz vorhanden wäre. Zwar ließe sich dann auch die copy and paste-Funktion einfacher verwenden, doch genauso einfach wäre es, eben diese Verwendung nachzuweisen. Endgültige Gewissheit ergäbe auch dies nicht, lassen sich doch fremdsprachige Vorlagen ebenfalls plagiiieren, aber technisch nicht (oder noch nicht) nachweisen, da ein Übersetzungsvorgang dazwischengeschaltet wurde. Damit bin ich gleich beim letzten Punkt.

Automatische Übersetzung

Wer Googles automatische Übersetzungsfunktion im Internet verwendet, wird einen zwiespältigen Eindruck erhalten. Bei einfachen Texten funktioniert das erstaunlich gut, bei schwierigeren weniger. Schön, wird Wissenschaftler/in sagen, ich produziere schwierige Texte, also wird das bei mir nicht klappen. Aber man wird doch feststellen dürfen, dass die automatische Übersetzung in den letzten Jahren durch neuere, statistisch basierte Ansätze deutlich besser geworden ist. Zwar überwiegen weiterhin die Stimmen, die dem maschinellen Übersetzen grundsätzliche Grenzen gesetzt sehen, aber die früher übliche Häme über deren Qualität ist doch deutlich zurückgegangen. Und selbst wenn wir wohl nie eine einigermaßen befriedigende automatische Übersetzung von Heideggers „Sein und Zeit“ erwarten dürfen, sollten wir uns doch der pragmatischen Dimension des Problems bewusst werden: Die Übersetzungsqualität auch von nicht ganz so einfachen Texten ist doch immerhin jetzt schon so gut, dass man zumindest erkennen kann, ob dieser Text überhaupt den eigenen Interessen entspricht. Falls ja, kommt man eben eventuell nicht um eine professionelle Übersetzung herum – wenn man die Sprache nicht gleich selber lernt. Voraussetzung dafür ist natürlich aber auch hier, dass der Text maschinenlesbar und idealerweise im Open Access vorliegt.

DER AUTOR

Prof. Dr. Hubertus Kohle lehrt Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der LMU München. Einer seiner Forschungsschwerpunkte ist die Digitale Kunstgeschichte. Er ist seit 2001 Mitherausgeber des Online-Rezensionsjournals „sehpunkte“ und bloggt auf blog.arthistoricum.net

Trend zur Quantifizierung

Open Access fördert allerdings auch einen Trend, der in den Naturwissenschaften längst dominiert, obwohl er dort ebenfalls kritisiert wird, und der in den Geisteswissenschaften

auf noch deutlich größeren Widerstand stößt. Gemeint ist die Quantifizierung, die sich in bibliometrischen Analysen niederschlägt. Zitationshäufigkeit, Download-Zahlen, demnächst sicher auch noch eine qualitative Bewertung über *sentiment analysis*, all dies kann zu einer empirisch unterfütterten Bewertung der Textproduzenten führen. Sie reicht von der Mittelallokation bis hin zu Entscheidungen über Stellenvergaben. Es wäre schön, wenn in Zukunft neben diesem Faktor auch noch die schlichte Lektüre und deren individuelle Bewertung das entscheidende Kriterium etwa bei Berufungen bliebe. ■

